

Die spanische Brücke.

(Ober-Byrenäen.)



Das Dorf, welches dem Thale von Gaucerets seinen Namen gibt, liegt in einer reizenden Gegend. So singt Heinrich Heine: „Rings umragt von dunkeln Bergen, die sich trotzig übergipfeln, und von wilden Wasserstürzen eingeluldet wie ein Traumbild, liegt das elegante Gaucerets, die weißen Häuschen mit Balconen“, deren meiste von Marmor und mit Schiefer gedeckt sind. — Zwischen zwei Nächten, die man in einem seiner Hôtels zubringt, kann man ohne große Anstrengung alle Herrlichkeiten des Thales sehen; die Schwefelbäder von La Raillere, die Grotte von Manhourat, die Waldbäder, die Cascade de la Cerisaie, den Pont d'Espagne, „so geheissen ist die Brücke, die aus Frankreich führt nach Spanien, nach dem Land der Westbarbaren, die um tausend Jahr zurück sind.“ Die wilden Schönheiten, die diesen Pont d'Espagne umgeben, scheint Heine vor Augen gehabt zu haben, als er den Anfang des XV. Cap. seines Atta Troll dichtete: „Riesenhafte Felsenblöcke, mißgestaltet und verzerrt, schauen mich an, gleich Ungeheuern, die versteinert, aus der Urzeit. Seltsam! Graue Wolken schweben drüber hin wie Doppelgänger, sind ein blödes Contrefait jener wilden Steinfiguren. In der Ferne rast der Sturzbach, und der Wind heult in den Föhren; ein Geräusch, das unerbittlich und fatal, wie die Verzweiflung. Schauerliche Einsamkeiten! Schwarze Dohlenschaaren sitzen auf verwittert morschen Tannen, flattern mit den lahmen Flügeln.“ Auf der einen Seite der Brücke öffnet sich das friedliche Clotthal, das nach Spanien führt, auf der andern tritt man in einen tiefen Wald, den man den Wald der Druiden heisst. Von der ersten Föhre steht der Reisende zu seinen Füßen den Gare, seine Wasserstürze, die Brücke und das Clotthal.

Der Künstler.

Erzählung von Garit Ellar.

I.

Der Schloßplatz.

Am 25. September 1661 war auf dem offenen Plage vor dem Schlosse Christiansborg in Kopenhagen eine ungewöhnliche Bewegung. Gegen Mittag rückten vierhundert Musketen und zweihundert Reiter über die Brücken und drängten die zahlreichen Volkschaaren zurück, welche mehrere Stunden lang um das Schloß her gewartet. Dadurch entstand ein offener Raum. Auf der andern Seite des Strandes waren alle Häuser mit Menschen besetzt; wo nur eine Lücke war, sah ein Menschenkopf heraus; selbst auf den Masten und Raaen der Schiffe hatten sich die Neugierigen aufpostirt. Das gedämpfte Murmeln, das bisher unter der Menge geherrscht, nahm plötzlich zu, als ein königlicher Lakai auf den Balcon über dem Schloßthore heraustrat und die Glasthüren öffnete. Das Balcongeländer war mit rothen Teppichen bedeckt. Der Lakai ordnete eine Reihe Stühle auf dem Balcone und zog sich dann zurück. Als bald erscholl ein Jubelgeschrei auf dem Plage. Aller Augen waren nach dem Balcone gerichtet, wo König Friedrich III. mit seiner Gemahlin Sophie Amalie an der Hand erschien. Der König trat an das Geländer und grüßte nach dem Plage hinunter, ehe er sich neben die Königin setzte. Die übrigen Stühle nahmen die königlichen Kinder und zwei junge Fürsten von Weimar ein. Hinter ihnen standen die Minister und

der Hofrath. Es war ein rauhes Wetter an jenem Tag; die Sonne suchte vergeblich hinter den dunkelgrauen Wolken hervorzutreten.

„Nun wird's wohl nicht mehr lange dauern, bis sie mit ihm kommen,“ sagte ein Bürger zu seinem Nachbar. „Wenn ich nur mehr sehen könnte.“ — „Ja, 's ist wahr, man sieht verteuft wenig. Ich kann mich jedoch nicht beklagen, denn wenn ich auch heute nicht viel zu sehen kriege, so ging mir's gestern droben auf dem Schlosse um so besser.“ — „Wie das?“ — „Ich war bei Allem, was die hohen Herrn thaten, von Anfang bis zu Ende. Einer von den Lakaien ist meiner Frau Bruder, er führte mich in das grüne Gemach.“ Bei diesen Worten hob er seine Stimme, um sich bemerklich zu machen. Er erreichte auch wirklich seinen Zweck. Man drängte sich um ihn, und forderte ihn auf, zu erzählen. Der Gütler räusperte sich und begann: „Zuerst wurde das grüne Gemach geöffnet, wo mehrere hundert Adelige und Unadelige versammelt waren. Der König und seine Gemahlin saßen am einen Ende des Saales. Der Herold trat vor und nahm Kai Lykke's Wappenschild, das mit hübschen Farben auf eine viereckige Holztasche gemalt war. Er verbeugte sich vor den Majestäten und sagte: „Nachdem das Urtheil des höchsten Gerichtes ausgesprochen, daß Kai Lykke von seiner adeligen Ehre und Würde degradirt werden soll, so ist Kai Lykke hiemit, wegen seiner abscheulichen Missethat, öffentlich von seiner Ehre und adeligen Stande, und den Privilegien, Chargen und allem Respect degradirt.“ Dann wandte er sich an den Henker und sagte: „Nimm dies dein adeliges Wappen, Henker! wirf es auf die Erde und trete darauf; brich es in Stücke und wirf es aus dem Fenster zur ewigen Schande für Kai Lykke's adelige und menschliche Ehre, vor Aller Augen; allen Andern, welche dasselbe Wappen führen können, unbeschadet.“ Darauf übergab der Herold dem Henker das Wappen. Dieser zerbrach es und spuckte darauf, während er es aus dem Fenster warf.

Die Soldaten hatten indeß die Reihe für zwei Männer geöffnet, welche in dunkle Mäntel gehüllt auf den Platz traten und vorwärts schritten, bis sie vor das große Schloßthor kamen. Vor ihnen lag ein Haufen Sand. Der Eine von den Männern blieb in seinen Mantel gehüllt stehen, der Andere schlug ihn zurück, bildete aus dem Sand einen Kreis, in dessen Mitte er einen Holzblock stellte. Die Aufmerksamkeit wandte sich von diesem Schauspiel erst ab, als man von der Börse herauf die Menge nach dem Plage zudrängen sah, um einem Karren mit einem Schimmel zu folgen, der vom blauen Thurm her kam. Auf dem Karren lag das hölzerne Bild eines Mannes in knieender Stellung, mit blassem Gesichte und dunkler Perrücke. Diese Figur war nach dem feinsten Geschmack gekleidet, wie sich Kai Lykke zu tragen pflegte: für das Bild selbst hatte der König nach der Chronik „vier Reichsthaler“ bezahlt, ein geringer Beweis von des Königs, jedenfalls aber von des Bildhauers Kunstfinn. Auf der Brust der Figur war ein Papier befestigt, auf welchem zu lesen stand: Kai Lykke ist vom höchsten Gericht propter erimen laesae majestatis (wegen Majestätsverbrechen) zum Tode verurtheilt.

Ein Henkersknecht ritt auf dem Pferde und führte es langsam durch die Menge nach dem Plage. Hier drehte er den Kopf des Bildes nach dem Schlosse um. Dann wurde es von dem Karren genommen und in knieender Stellung auf den Sandhaufen gesetzt, worauf

ihm der Scharfrichter die schwarze Binde um die Augen legte. Dann hieb dieser ihm zuerst die rechte Hand und mit zwei weiteren Hieben den Kopf ab. Mit den Gliedern des Hingerichteten fuhr der Henkersknecht nach dem Sammelstov, wo Kopf und Hand an einen Pfahl gespießt wurde. „Der Körper,“ fügt die Chronik hinzu, „war einige Tage bei dem Scharfrichter gegen Geld zu sehen, wurde jedoch später unter dem Galgen begraben.“

Während dieser Begebenheit standen zwei Personen an einem der Fenster in der untersten Etage des Schlosses, von welchem sie die Hinrichtung betrachteten. Beide schienen zufolge ihrer Tracht zum Hofe zu gehören. Auf beider Gesicht ruhte dasselbe triumphirende und zufriedene Lächeln. Der Eine war Hofmarschall Körbiz, der Glücksritter, Kai Lykke's Angeber, der Andere sein Richter Sören Kornerup, der erste und unglücklichste Generalfiskal Dänemarks. Nachdem der Henker mit dem Wilsbe fortgefahren, wandte sich Körbiz nach Kornerup um und sagte: „So weit hätten wir's endlich gebracht?“ — „Daß man sein Bild auf dem Karren fortschleppt?“ — „Er selbst wandert indeß geächtet und vogelfrei umher und wird im Dunkel der Nacht verschwinden oder im Schuldgefängniß verschmachten.“ — „Es gibt noch einen dritten Ort,“ antwortete der Fiskal. . . — „Ihr schweigt.“ — „Im Ganzen genommen war dieser Edelmann doch ein rechter Pinsel. War's nicht lächerlich, dem Könige hundert tausend Reichsthaler für seine Begnadigung anzubieten?“ — „Warum denn nicht?“ — „Weil er sie der Königin hätte anbieten sollen.“ — Körbiz lächelte. „Glücklicher Weise kam das Anerbieten zu spät. Da seine Güter und Alles, was er besaß, dem Fiskus versallen sind, so hat er künftig nichts mehr Seiner Majestät anzubieten.“ — „Saget das nicht, er hat noch einen Schatz — in seiner Schönheit, die er verwerthen wird.“ Körbiz erblaßte. „Ihr seht deshalb ein, daß es nicht genug ist, der Schlange den Giftzahn genommen zu haben, so lang man fürchten muß, daß er wieder wächst. Nicht sein Bild, den Mann müßt Ihr hinrichten lassen.“ — „Wie, wenn ich denselben Gedanken hätte? In diesem Augenblicke läßt der dänische Gesandte in Stockholm Kai Lykke in Schweden nachspüren; dorthin ist er geflohen.“ — „Ah, wer wird sich darauf verlassen. Selbst müßt Ihr nachforschen. Natürlich nicht in eigener Person, denn Ihr sündet ihn nicht, sondern ich meine, Eure Nachforschungen sollten durch einen Menschen geschehen, dessen Wohl und Wehe von dem glücklichen Ausgang dieser Sache abhängig wäre, eine Person, deren Leben auf einer Degen Spitze steht, Einen, der Nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen hat. Und ein solcher Mann ist schon gefunden. Er wird morgen in Eurem Vorgemache sein.“ Bei diesen Worten, die einen tiefen Eindruck zu machen schienen, entfernte sich der Generalfiskal lächelnd.

Am nächsten Vormittag sah man im Vorgemach des Hofmarschalls einen Mann, der durch den gebietenden Ton, mit dem er sich melden ließ, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Seine Kleidung war dürftig und trug die Spuren langen Tragens. Seine Leinwand war etwas gelb. Einen Theil der Tracht verbarg ein dicker Mantel von Willeram, unter dem ein langer und breiter Degen zum Vorschein kam. Seine Figur war hoch und breitschultrig und hatte eine soldatische Haltung. Sein Blick war fest, fest und durchbohrend, und schien Jedem tief ins Herz zu dringen. Das Staunen der Anwesenden

war nicht geringe, als der Diener augenblicklich wieder herauskam und ihn einzutreten bat. Er trat stolz durch die Wartenden in das Zimmer und zog die Thüre nach sich.

Körbiz saß in einem Stuhle und schien dem Kommenden durch seine Haltung imponiren zu wollen. Allein der ruhige und freimüthige Blick, sowie das zweideutige Lächeln um seine Lippen ließen ihn seinen Irrthum einsehen. Er stand auf und fragte: „Ihr kommt vom Generalfiskal?“ — „Ja.“ — „Euer Name?“ — „Daniel Friis.“ — „Ein Edelmann?“ — „Wie, Herr Marschall?“ antwortete er lächelnd; „ah, ich vergaß, daß Ihr hier fremd seid und unsere alten Geschlechter nicht kennt.“ — „Ohne Zweifel Militär?“ — „Ja, wie die Meisten in diesen stürmischen Zeiten. Aber ich erhielt den Abschied, und gestern erhielt ich in meinem Privatleben einen noch schmerzlicheren Abschied, nämlich in meines Onkels Haus von dem Mädchen, das ich zur Braut gewählt.“ — „Und da nun Eure Aussichten und Eure Liebe in die Brüche gegangen sind, so habt Ihr beschlossen . . .“ — „Ich habe mich über beide Unglücksfälle zu trösten beschlossen und das Mittel bereits gefunden. Ich kaufe eine gute Wassermühle und will den Rest meines Lebens in ländlicher Einsamkeit zubringen.“ — „Ich soll Euch dabei wohl einen Dienst leisten?“ — „Mir!“ sagte Friis erstaunt, „nicht den geringsten. Im Gegentheil. Ich soll Euch einen Dienst leisten. Ich vergaß Euch daran zu erinnern.“ — „Ah, ja! Aber solltet Ihr wirklich im Stande sein, zu thun, was ich wünsche? Ich muß Kai Lykke in die Hände bekommen. Wer könnte mir ihn schaffen?“ — „Hier steht der Mann.“ — „Wirklich, Ihr kennt also Kai Lykke persönlich?“ — „Ja, sehr genau. In seinem Regimente erhielt ich den ersten Abschied, nachdem er mich zuvor vom Fähnrich zum Corporal hatte degradiren lassen.“ — „Aber kann ich auch Vertrauen zu Euch haben?“ — „Vertrauen, Herr Marschall? Ein Mann mit Euren Erfahrungen kann stets Vertrauen haben; er braucht ja nur den Mann, dem er einen Auftrag gibt, durch hinlängliche Interessen an sich zu knüpfen.“ — „Ihr meint, ich soll einen Handel mit Euch eingehen. Ihr bringt mir Kai Lykke gefangen, und ich schaffe Euch die Mühle zur Belohnung.“ — „Eure Großmuth kann das Uebrige thun.“ — „Ich gehe den Handel ein. Ihr sollt zufrieden sein. Aber ich verpflichte mich zu nichts, ehe Ihr den Flüchtling in meine Hände geliefert.“ — „Natürlich.“ — „Wann wollt Ihr Eure Nachforschungen beginnen?“ — „Sobald es dem Herrn Marschall beliebt, mir das Reisegeld zu geben und die schriftliche Vollmacht zu senden.“ — „Noch heute werde ich sie in Eure Wohnung schicken.“ — „Das ist schwierig, denn ich habe keine Wohnung. Ich werde deshalb wiederkommen.“ — „In zwei Stunden ist Alles bereit.“

Der Edelmann nahm mit einer tiefen Verbeugung Abschied. Der Marschall sah ihm mit zufriednem Lächeln nach. Er war überzeugt, den rechten Mann gefunden zu haben.

II.

Die Bleiche.

Ungefähr zwei Monate nach dieser Begebenheit ritt ein Reiter gegen Abend über den schmalen Damm, der damals von dem Landweg von Randers gegen das Dorf Veiersløv führte. Der Reiter war in einen großen Mantel gehüllt, dessen Kragen den größten Theil des Gesichts verbarg. Das Wetter war kalt und stürmisch. Der Mond hatte einen blaßgelben Rand und die

Wolken zogen in schweren Massen am Himmel hin. Ein schwaches Licht fiel auf die flache Gegend, in deren Mitte der Gudenaa zwischen Schilf- und Rohrgebüsch sich hinzog. In der Nähe sah man die Lichter von Veierslöv, und noch näher ragten die dunkeln Mauern von Schloß Hensborg schwarz, gesprengt, haufällig und von einer Reihe Pappeln umgeben, in die Höhe. Einzelne Wassertropfen begannen herabzufallen und verkündeten einen Strichregen. Als der Regen am heftigsten war, befand sich der Reiter vor der Schloßruine. „Ach, Gott sei mir armen Manne gnädig!“ rief er. „Was Teufels soll ich nun thun? Man kann keinen Schritt vor sich Weg und Steg unterscheiden, und kein Mensch ist weit und breit zu finden. Wasser habe ich schon genug auf meinem Irrpfad gefunden, aber die Mühle rückt immer weiter fort.“ Er stieg ab und zog das Pferd in die Ringmauern, um sich vor dem Regen zu schützen.

Als der Regen endlich nachließ, der Wind durch die Ruinen pffiff und die Wolken sich vertheilten, zeigte sich drunten auf der Au ein Licht, das jeden Augenblick größer wurde und zuletzt einen starken Schein über die nächste Umgebung warf. Dieses Licht kam von einem Boote, in dem ein Fischer Male fing. Als der Reiter wieder zu Pferde steigen wollte, blieb er plötzlich stehen und beugte sich vor. Es war ihm, als hörte er Schritte in der Nähe. Nach und nach sah er eine Gestalt aus der Tiefe kommen; sie blieb mehrmals stehen und sah sich um. Ein heller Strahl des Mondes fiel auf diese Gestalt; er erkannte eine Frau, deren Kleider im Winde flatterten; sie schien etwas in den Händen zu tragen. In diesem Augenblicke wieherte das Pferd. Die Unbekannte trat in den Schatten der Ruine, wo die Dunkelheit jede Beobachtung unmöglich machte. Der Reiter eilte aber auf die Stelle zu, wo sie verschwunden; er konnte nichts sehen, hörte jedoch ihre Schritte, die sich zuletzt auch verloren; er glaubte aber eine Thüre öffnen und schließen zu hören. Der Reiter verhielt sich einige Augenblicke ruhig. Alles war todtenstill. Da er einfah, daß seine Nachforschungen vergeblich waren, kehrte er zu dem Pferde zurück und stieg in den Sattel. Er hatte seinen Ritt wieder begonnen, als ein neues Geräusch seine Aufmerksamkeit in entgegengesetzter Richtung fesselte. Es war der Fischer, der sein Boot in das Rohr zog. Der Reiter hielt an und sah einen Mann vom Ufer mit einem Korb über dem Rücken herbeikommen. „Guten Abend!“ sagte der Fischer, indem er einen musternden Blick auf die hohe Reitergestalt warf. „Woher so spät?“ — „Gott weiß es; seit die Dunkelheit einbrach, suche ich vergebens den Weg nach Veierslöv. Zunächst komme ich von der Ruine, wo ich untergestanden.“ — „Dort ist's aber um solche Zeit nicht geheuer. Die Bleiche geht um. Niemand weiß recht Bescheid, aber so viel ist ausgemacht, daß der Verirrte ein kleines Wesen zwischen den Mauern umhergehen sieht, und Manche behaupten sogar, Licht gesehen zu haben. Ein alter Edelmann, der eine junge Frau hatte und sie für untreu hielt, soll sie in einem engen Gemach des Schlosses, in dem kaum ein Mensch aufrecht stehen konnte, eingesperrt haben, bis sie verhungerte. Seit der Zeit vernimmt man ab und zu einen seltsamen Lärm in der Ruine, und man steht die Bleiche in mond hellen Nächten vor dem Thorthurm sitzen und an den Mauern die Hände reiben.“ — „Das wäre doch merkwürdig,“ sagte der Reiter in einem Tone, als ob er an das Gehörte glaubte. Der Fischer ging neben dem Pferde her und betrachtete den Fremden, der leider

etwas zu tief in seinem Mantel versteckt war. Dagegen beleuchtete der Mond das jugendliche, edle und hübsche Gesicht des Fischers. „Ich habe die Bleiche gesehen!“ sagte endlich der Reiter; „ich verfolgte sie, bis sie plötzlich zwischen Mauersteinen verschwand. Du kannst Allen versichern, daß es seine Richtigkeit mit der Bleichen hat.“ — „Ja, um das zu können, müßt ich doch zuvor Euren Namen oder Stand kennen,“ äußerte der Andere lächelnd. „Ich bin Wassermüller,“ sagte der Reiter; „wie gesagt, ich sah sie, aber ein Skelett schien sie nicht zu sein, dazu ging sie zu leicht und rasch. Wir wollen die Sache morgen näher untersuchen.“ Der Fischer wurde todtenblaß. Indeß hatten sie das Dorf erreicht. Der Fischer führte den Reiter nach einem der größten Gebäude, das er ihm als Wirthshaus bezeichnete. Der Wirth stand in der Thüre. „Komm' mit mir,“ sagte der Reiter; „Du hast einen guten Krug Bier verdient.“ — „Nein, ich danke, ich trinke kein Bier. Gott befohlen.“ Mit diesen Worten ging er weiter. Der Wirth aber führte den Gast in das Zimmer.

Der Leser hat in dem Reiter wohl schon den Agenten des Hofmarschalls, Daniel Friis, erkannt. „Also,“ rief er, nachdem er ein tüchtiges Abendessen eingenommen, und wandte sich an den Wirth. „Ihr sagt, es würde Niemand wagen, die Sache mit der Bleichen näher zu untersuchen, um herauszubringen, ob nicht ein lebendig Wesen dahinter steckt?“ — „Nein, nein, nur ein Mann in der Gegend lacht wie Ihr, über die Geschichte. Das ist der Küster Madsan. Habt Ihr nie von ihm gehört. Er half dem Oberst Friis drüben auf Glausholm die Schweden aus Jütland vertreiben.“ — „Das mag wohl sein,“ antwortete Daniel, „aber ich hatte damals selbst genug damit zu thun, die Schweden aus Seeland zu vertreiben. Was ist der Madsan sonst für ein Mann?“ — „Das ist ein Teufelskerl,“ versicherte der Wirth mit wachsender Begeisterung, „ich glaube seinesgleichen findet sich nicht wieder in dieser Welt, weder an Klugheit noch Stärke.“ — „Und der ist Küster im Dorfe?“ — „Ach ja! Sonntags singt er in der Kirche und Werktags geht er von Haus zu Haus und hält mit den kleinen Kindern Schule. Es geht schmal bei ihm her, obgleich er von ganz gutem Stande ist. Sein Großvater war Pfarrer in Vesterbölling, wo Oberst Lykkes Verwandter, Jörgen Lykke, ein Gut hatte.“ — „Ah, der Oberst Lykke!“ wiederholte Friis, indem er näher zu dem Wirth hinrückte und die Ohren spitzte. „Trinkt ein Glas von meinem Wein. Es unterhält mich, Euch anzuhören.“ — Der Wirth lächelte zufrieden, wischte sich den Mund und fuhr fort: „Dieser Jörgen Lykke war Reichsrath und einer der reichsten Edelleute im Lande, wie man mir erzählte. Er bekam Lust zu einem neuen Hofe, und da ihm das Material dazu fehlte, riß er die Kirche von Svingelbjerg nieder und baute Bunderup von diesen Steinen auf. Aber das Schlimmste sollt Ihr erst hören. Der Pfarrer von Svingelbjerg klagte bitterlich darüber, und als der Gelmann das nächste Mal in die Kirche kam, hielt er ihm eine Strafpredigt. Jörgen Lykke wurde zornig und befahl ihm zu schweigen, aber am folgenden Sonntag begann er seine Vorwürfe aufs Neue. Der Reichsrath ließ ihn fassen, festschließen und einsperren: im nächsten Jahre mußte der Pfarrer sein Leben lassen; man richtete ihn am selben Orte, wo die Kirche von Svingelbjerg gestanden. Dieser Mann war Madsans Großvater.“ — „Und dieser Madsan wohnt hier?“ — „Ja, drüben auf der andern Seite des Flusses, in einem kleinen Haus. Er kennt jeden Winkel auf Hensborg, aber er glaubt nicht an die Bleiche. Eines Abends vor Ostern

war er hier, als das Gespräch auf das Gespenst kam. Einige von den Bauern behaupteten, es gesehen zu haben, aber Madam lachte und sagte: „Ihr seid lauter abergläubische Kerls.“ Die Bleiche liegt im Grabe und geht nicht auf Hlensborg umher, ich bin bereit, mit Jedem hinaufzugehen und setze Alles zum Pfand, daß wir nichts sehen.“ — „Und Madam wohnt dort drüben, sagt Ihr?“ — „Ja, er und sein Sohn, den der Herr kennt, denn er begleitete Euch ja hierher.“ — „So, das war sein Sohn? Ich hätte wohl mal Lust, den Alten näher kennen zu lernen.“

(Fortsetzung folgt.)

Altorf.

Das kleine Städtchen Altorf im Schweizer Canton Uri an der Reuf ist durch den Tellsschuh berühmt; und liegt unfern von Bürglen, dem Geburtsort des Helden, und dem Vierwaldstätter See. In der Hauptstraße erheben sich zwei Brunnen, die ungefähr 100 Schritte von einander entfernt sind. Der eine, sagt man, bezeichnet die Stelle, wo das Kind an die im Jahre 1367 umgebauene Linde gebunden ward; auf dem Brunnen steht ein Krieger mit einer Fahne. Dieser stellt nicht Wilhelm Tell vor, wie mehrere Reisende glaubten, sondern eine modernere



Ansicht des Hauptplatzes von Altorf (Canton Uri).

und, weniger, berühmte, Persönlichkeit. Der andere bezeichnet, die Stelle, wo Tell stand; auf dieser stehen die Statuen des Helden und seines Sohnes. Tell hält den Bogen unter dem Arm und drückt sein Kind an sich. Der Thurm, welchen man im Hintergrunde sieht, soll Gessler als Zufluchtsort gedient haben, als er einst verfolgt wurde. Außen ist er mit der Geschichte Tells und seiner Befreiung bemalt. Die Kirche von Altorf besitzt ein schönes Gemälde von van Dyk, — eine Geburt Christi. — Das Städtchen hat 1700 Einw., einen nicht unbedeutenden Transithandel und ist Sitz der Regierung.

Renant.

(Fortsetzung.)

4. Eine unbekannte Dame.

Nach Verfluß von einigen Monaten kam eine Dame von Paris, welcher die Aerzte die Vergiftung verordnet hatten, in die Nachbarschaft. Frau von Varny war eine Dame von Welt, aber fromm und wohlthätig dabei. Sie verstand die Russk aus dem Grunde, und kam auf den Gedanken, die jungen Mädchen der Umgegend bei sich zu

versammeln, um ihnen religiöse Lieder einzustudiren. So klein Renate noch war, wurde sie doch zu den Übungen beigezogen, und man bewunderte bald die reizende Stimme des Kindes. Als die gute Frau im Winter wieder nach der Stadt zog, setzte Renate die Übungen bei einem benachbarten Geistlichen fort. Eines Tages sang Renate auf der Wiese, wohin sie gewöhnlich die Ziegen ihres Pflegewalters führte, als sie eine Stimme hinter sich in der Hecke hörte. Sie stieg rasch auf den Stamm, der ihr als Sitz diente, bog die Zweige auseinander und sah eine hübsche Dame, welche in freundlichem Tone zu ihr sagte: „Liebes Kind, schenke mir den Kranz, den Du um Deinen Kopf geschlungen.“ Renate eilte, ihn der Dame zu geben. Diese aber steckte den Arm durch die Hecke, hob das Kind zu sich herauf, drückte es schluchzend in ihre Arme und setzte sich endlich auf das Gras, am Rande des Weges, wo sie die Kleine mit Zärtlichkeiten überhäufte. Endlich sagte sie: „Bist Du glücklich?“ — „Ja.“ — „Man läßt Dich ja allein?“ — „Die Hecke umgibt die Wiese, und Mutter ist zu Hause.“ In diesem Augenblicke ging das Fenster auf. „Mutter ruft! Erlauben Sie?“ sagte die Kleine, und entschlüpfte ihren Armen; aber die Fremde hatte Zeit genug, ihr eine silberne Kette um den Hals zu legen, an der ein metallenes Kreuz hing. Renate eilte, Johann ihren Abenteuer mitzutheilen. Welches Erstaunen und welcher Schmerz für die gute Frau, der die Gelegenheit entgangen war, die Mutter zu sehen. Die Neugierde zog sie bis an das Ende des Gartens, wo sie in der Entfernung eine reich gekleidete Dame sah, die in den Wagen stieg. Auf der einen Seite des Herzes stand Renates Name, auf der andern war ein betendes Kind eingegraben. Das Abenteuer beschäftigte die Phantasie des jungen Mädchens ungemein. Wer war die schöne Dame? Warum weinte sie? Was sollte das kleine Geschenk bedeuten? Johanna ließ sich die Fremde von der Kleinen schildern. Kein Zweifel, es war ihre Mutter.

Franz kehrte von der Heuernte zurück. Man beeilte sich, ihm Alles zu erzählen; er hörte aber mit der lächelnden Miene eines Mannes zu, der mehr weiß, und als Renate die Kette zu holen ging, sagte er: „Ich stand am Ende der Wiese, als ich das Geräusch eines Wagens hörte. Der Wagen hielt in meiner Nähe, ich wandte mich aber nicht um, da ich Eile hatte. Als ich Rock und Stiefel später anziehen will, finde ich in einem der Legtern eine Rolle Gold mit folgendem Schreiben: „Wir sind zufrieden und dankbar für Eure Bemühungen, meine Freunde. Seid immer klug und treu; habt Geduld, der Augenblick ist nahe, wo nach unfrem Versprechen Renate Euer Glück machen wird, weil sie das unsere zu machen im Stande ist. Lebt wohl!“ — „Unser Glück?“ rief Johanna seufzend. „Ist sie es denn nicht schon lange? Man kündigt uns als Befreiung einen Augenblick an, den ich nie kommen sehen möchte. Ach, ließen sie uns mit ihrem Gelde und ihren Besuchen in Ruhe.“ Franz, den Renate durch ihr liebliches Wesen ganz für sich eingenommen, stimmte in diese Klagen ein. Sie schmeichelten sich gerne mit dem Gedanken, Renate werde ihnen nicht genommen, sondern der Trost ihres Alters und ihre Erbin werden.

5. Ein Pflanzensammler.

Wiederum waren zwei Jahre verfloßen. Eines Morgens hatte Renate Franz nach einem kleinen Gehölz begleitet, um einige Reifgüßel zu sammeln. Während er diese

machte, band sie einen Strauß. Ein Fremder erschien mit einer Botanistkapsel auf dem Rücken und einem Stocke in der Hand. „Ein Pflanzensammler,“ sagte Franz vor sich hin, als er ihn herannahen sah. Der Fremde schien ihn nicht zu sehen und war schon dicht bei ihm, als er den fleißigen Mann gewahrte. Er trat auf Perisard zu und schüttelte ihm freundlich die Hand. „Könnt Ihr mir sagen, wo die Herberge liegt?“ fragte der Fremde, an dessen Accent der Holzhacker erkannte, daß es ein Engländer war. „Die Herberge ist sehr entfernt, während wir nur zehn Minuten von meiner Wohnung sind; wenn es Ihnen beliebt, sich an unserm Weißwein zu erquicken?“ — „Recht gerne!“ In diesem Augenblick sah der Fremde Renate den Abhang heraufkommen, an dem sie ein Rosenbouquet gesammelt. „Welch reizendes Kind!“ — „Renate, ich hatte Dir verboten, allein an den Ort zu gehen, wo Du diese Blumen gesammelt.“ — „Wenn das Wasser hoch ist, aber es ist ja ganz nieder.“ — „Rosen, meine Lieblingsblume,“ sagte der Fremde. „Schöne Kleine willst Du sie mir geben?“ Auf diese im schmeichelndsten Tone vorgebrachte Bitte bot Renate die Rosen dem Engländer an, der sie mit großer Freude nahm. Sie begaben sich nun auf den Heimweg, und der Fremde fand bei der Hausfrau die freundlichste Aufnahme. Renate, welche Anfangs durch den ungewohnten Accent sich entfremdet fühlte, gewöhnte sich zuletzt daran und antwortete mit der anmuthigsten Grazie auf die etwas linkschen, aber äußerst wohlwollenden Complimente. Anfangs glaubte man, es sei der Besuch, den man seit mehreren Monaten erwartete; er erzählte jedoch, daß er Professor zu Orford, verheirathet und Familienvater sei, auch zwei Töchter habe, beinahe im selben Alter, wie Renate. „Ich suche,“ sagte er, „ein junges Mädchen, das französisch spricht, gesund und von gutem Charakter ist. Wollen Sie mir Ihr Kind anvertrauen? Sein Glück ist gemacht. Ich gebe ihm 50 Guineen jährlich; sie wird die Gesellschafterin meiner Kinder und erhält die gleiche Erziehung.“ Die Perisards schlugen es rund ab. Ehe der Engländer ausgesprochen, hatten sie Renate entfernt, als ob sie ahnten, wohin er zielt. Selbst glänzendere Anerbietungen machten keinen Eindruck. „Wir können uns nicht von Renate trennen,“ sagte Perisard in einem Tone, der jedes weitere Wort überflüssig machte. Der Engländer reichte ihm die Hand und sagte: „Ihr seid ein braver Mann!“ Seine Augen leuchteten vor Freude. „Franz,“ sagte Johanne mit misstrauischem Blicke, „der Herr wollte uns in Versuchung führen; der Herr ist...“ — „Ein Freund von Euren Freunden. Ich werde ihnen sagen, daß Ihr immer die gleichen seid.“ — „Aber warum nicht offen handeln? Warum wollen sie sich nicht zu erkennen geben?“ — „Es ist noch nicht möglich,“ antwortete der Fremde. „Sie leiden mehr, als Ihr.“ Nach diesen Worten nahm er seinen Strohhut und ging, nicht ohne auf dem Tische eine Börse zurückzulassen, auf welche Perisard einen gierigen Blick warf. Johanna folgte dem Fremden vor das Haus hinaus. Sie sah ihn Renate umarmen und sich dann rasch mit seinen Rosen entfernen. „Frau,“ sagte Perisard, als sie wieder eintrat, „das ist der Vater des Kindes. Es war dieselbe Stimme, wie die des Kesselflickers.“ — „Ja, ja, ich fange an unruhig zu werden. Sie vertrauen uns ihr Kind an, verheimlichen uns aber ihr Geheimniß. Das ist schlimm. Trotz dieses Goldes und ihrer Versprechungen möchte ich doch mein Kind nicht missen. Ach, meine Kleine, möchte Gott Dich uns lassen oder zu sich nehmen!“

Die Frau des Holzhauers war von diesem Tage an nicht mehr ruhig.

6. Das Geheimniß.

Nenate besaß nicht mehr die kindliche Sorglosigkeit ihres Alters. Die Scenen, deren Zeuge sie gewesen, die Gespräche Franzens und Johannens, die nicht immer vorsichtig genug waren, das Geheimniß mit dem Geschenke, — all' das hatte ihre Aufmerksamkeit rege gemacht. Eines Tages, als sie in der Nähe des Hauses die Heerde hütete, brannte die Sonne so heftig, daß die kleine weiße Haube nicht mehr Schutz genug gewährte; da ihr Strohhut jedoch in dem Zimmer über demjenigen war, wo Franz gewöhnlich der Ruhe pflegte, so nahm sie ihre Schuhe, trat unmerklich ein und näherte sich auf den Zehenspitzen dem Fenster, das offen stand. Sie hörte Johanna und Franz lebhaft mit einander sprechen. Sie beugte sich vor. Sie konnte, ohne gesehen zu werden, lauschen. Armes Kind! Sie erfuhr nur zu bald, was sie nie hätte erfahren sollen. Es war, als ob sie sich vorgenommen, die ganze Geschichte von Anfang bis zu dem letzten Ereigniß mit dem Engländer sich zu erzählen. Das Herz schlug ihr hörbar. Sie benutzte einen Augenblick, in welchem das Gespräch gerade sehr lebhaft war, und kehrte, in Thränen gebadet, zu ihren Ziegen zurück.

Ein schmerzliches Geheimniß ist eine peinliche Last für ein Kind; aber sie suchte und fand ihren Trost in der Religion, die Johanna und Frau von Waryn in ihr Herz gepflanzt. Zart und schüchtern, wollte sie nicht einmal, daß ihre Freunde wüßten, daß sie das Geheimniß kenne; sie eilte an die Quelle, badete ihre Augen in dem frischen Wasser, und als sie wieder vor Perisard erscheinen mußte, ließ sie nicht die geringste Bewegung erkennen; die Namen Vater und Mutter fielen wie ehemals ohne Mühe von ihren Lippen.

Als sie jedoch unbemerkt wegschleichen konnte, eilte sie nach dem Orte, wo sie neben der Fremden gesessen, die Johanne für ihre Pathin ausgegeben. Sie rief sie, obgleich sie sie nicht sah; ihre Augen schweiften nach dem Wege, der sich an dem Berge hinaufzog. Kein Wagen, den sie nicht für den ihrer Eltern gehalten. Die Täuschung dauerte stets bis zu dem Augenblicke, wo der Wagen dicht bei ihr vorüberfuhr, und Nenate ihren Irrthum erkennen konnte.

7. Erklärungen.

Mehr als vier Jahre verflossen, ohne daß die Eltern ein neues Lebenszeichen von sich gegeben. Die Pflegeeltern schmeichelten sich mit dem Gedanken, vergessen zu sein, und das Kind nun ganz als das ihrige betrachten zu dürfen; sie glaubten deshalb auch das Recht zu haben, einen Plan, mit dem sie sich schon lange trugen, auszuführen. Es handelte sich darum, ihr kleines Besitzthum zu verkaufen, das Land zu verlassen und so weit zu gehen, daß die Eltern Nenatens alle Spur verlören. Johanne drängte zur Ausführung des Plans, da sie sich dadurch des Kindes vergewisserte. Es galt nur noch, Nenate darauf vorzubereiten, was mit keiner Schwierigkeit verbunden zu sein schien; aber sobald sie erfuhr, um was es sich handelte, trat die Macht des Blutes wieder in ihre Rechte ein; Nenate widersetzte sich, und wußte alle möglichen Gründe dagegen aufzubringen. Als auch diese nicht mehr genügten, nahm sie zu Thränen und Liebkosungen ihre Zuflucht. Die Perisard, von dieser Hartnäckigkeit gerührt und überrascht, entschlossen sich, ihr Schicksal der Vorsehung anheimzugeben.

Einige Zeit später hatte Franz etwas in der Stadt zu thun, und als er vor der Auslage eines Buchhändlers

vorüberging, kam er auf den Gedanken, ein Buch für Nenate zu kaufen. Außer Standes, selbst zu wählen, ließ er sich vom Zufall leiten, und als er Abends heimkam, beeilte er sich, sein Geschenk zu übergeben. Man wollte augenblicklich sich den Genuß davon verschaffen und kaufte mit größter Spannung der Vorlesung. Es war eine Erzählung, deren Inhalt so viel Aehnlichkeit mit der Geschichte Nenatens hatte, daß sie tief gerührt davon war. Sie las weiter, aber jeder ähnliche Zug war eine neue Wunde für sie. Als sie mit kaum hörbarer Stimme zu Ende las, riß ihr Franz, ungehalten, daß er eine so fatale Wahl getroffen, zornig das Buch aus der Hand und warf es in's Feuer. Nenate stieß einen Schrei aus. „Meine Eltern!“ rief sie, „gebt mir meine Eltern wieder!“ Alles schwieg; man wagte sich nicht einmal anzusehen. Johanne drückte Nenate in ihre Arme und badete sie in ihren Thränen. Franz ging mit großen Schritten auf und nieder, und schlug sich vor die Stirne. „Woher weiß sie das Alles?“ fragte er. „Von Euch selbst; erinnert Euch an das Gespräch, das Ihr zusammen am Fenster führtet; verzeiht mir und beunruhigt Euch nicht; ich werde stets Eure gehorsame Tochter sein, und mein Geheimniß wie das Eure bewahren. Glaubt nicht, daß ich Euch weniger liebe, seit ich es kenne, noch daß ich bedaure, eine kleine Bäuerin zu scheinen; Gott wollte es gewiß zu meinem Glück, und wenn Ihr das Land noch zu verlassen gesonnen seid, so bin ich bereit, Euch zu folgen.“ Diese letzten Worte verursachten den Pflegeeltern einige Verlegenheit; sie wußten jetzt, weshalb sie sich anfangs ihrem Plane mit so großer Lebhaftigkeit widersetzt, und fühlten, daß sie ihnen vorwerfen konnte, sie ihrer Eltern beraubt haben zu wollen. Die Pflegeeltern standen von ihrem Vorhaben ab und suchten ihr das Geheimniß auf die zarteste und liebevollste Weise zu erklären.

8. Lösung.

Eine Verwandte von Johanne war schwer krank und ließ sie inständigst bitten, sie zu besuchen. Sie wohnte zwei Stunden entfernt. Johanne war auf dem Punkte, Nenate mit sich zu nehmen; aber der Weg erschien ihr denn doch zu weit; man wußte auch nicht, ob die Krankheit ansteckend sei; die gute Frau ging deshalb allein. Nenate sollte Franz begleiten, welcher eine kleine Wiese abzumähen hatte, die bei dem Gehölz lag, wo sie ehemals dem Engländer begegnet. Nenate führte die Ziegen auf die Wäide, während Franz an der Arbeit war.

Als Franz an das Ende der Wiese kam, hob er den Kopf in die Höhe und bemerkte auf der andern Seite eines schroffen Abhangs die junge Schäferin hinter einem Gesträuch, das sie beide einander verbarg. Plötzlich kamen mehrere Personen auf ihn zu; es waren zwei Nachbarn, zwei Gensdarmen und ein Polizeibeamter. Dieser erklärte ihm, daß er Haussuchung bei ihm anzustellen habe und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Franz bat um eine Erklärung. Man schlug sie ihm ab. Er wußte nicht, was er mit Nenaten thun sollte. „Werdet Ihr mich lange aufhalten?“ fragte er. „Kommt darauf an. Ihr müßt das selbst wissen. Fühlt Ihr Euch nicht schuldig?“ — „Ich, schuldig? Wenn es genügt, unschuldig zu sein, so ist das bald abgethan. Gehen wir. Ich muß in einigen Augenblicken wieder hier sein.“ Franz hörte Nenaten in der Ferne ein heiteres Lied singen.

(Schluß folgt.)

Der Trasimenersee.

Welch' schöne Ueberraschung, wenn man von Florenz kommt und die toskanische Grenze bei Ofisia überschritten, nach den fruchtbaren Abhängen der Spelunca hinabwandert, plötzlich diese ungeheure, von saftigem Grün umschlossene Wasserfläche unter sich zu sehen. Aus der Ferne gewahrt man schon das kleine Gasthaus von Bassignano, wo ich, eine ganze Nacht am Fenster liegend, in heiteren Gedanken die-

sen großen silbernen Spiegel betrachtete, in dem sich die zahllosen Lichter des Himmels spiegelten. Die Stille der Natur war in meine Seele eingezogen und ich fühlte die unaussprechliche Ruhe des Unendlichen, als ich über diesen herrlichen See hinschaute. Gegen Morgen wurde das bewegliche Herz von einem unbestimmten Zittern ergriffen, weiße Dünste stiegen langsam von der Oberfläche auf und gestalteten sich zu Wolken, unter denen einige kaum sichtbare Barken dahingleiteten. Der Zauberstab der Erinnerung verwandelte das Bild plötzlich in ein anderes, wil-



Der Trasimenersee, im Kirchenstaate.

deres, unruhigeres. Es war ein Morgen wie dieser (217 v. Chr.), als die römische Armee, von Hannibal überrascht, sich in wildem Gewir in diesen See stürzte. Der unerbittliche Feldherr sandte seine Reiter ihr in den Rücken; weder das Geschrei noch die Bitten der als unüberwindlich bekannten Krieger entwaffneten seine Wuth; Alles kam um, und mehrere Tage lang spiegelte der See die Luft nicht mehr ab: er schien ein großes Blutmeer.

Die Schlacht am Trasimenersee bildet einen Hauptwendepunkt im zweiten punischen Kriege. Hannibal, wel-

cher die Römer im eigenen Lande angreifen wollte, ging mit 59,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reitern über die Alpen. Ungeschreckt durch den Verlust der halben Armee auf dem Marsche, schlug er den Consul P. Corn. Scipio am Ticinus, erfocht einen zweiten Sieg an der Trebia, rückte im Frühjahr 217 in Etrurien ein, und schlug die Römer unter dem Consul G. Flaminius am Trasimenersee: 55,000 Römer fielen mit dem Consul, 6000 mußten sich den andern Tag ergeben — ein glänzender Sieg, dem der noch glänzendere bei Cannae folgte.